Nr. 84 · Jahrgang 1910 Donnerstag, 20. Oktober

Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts

Stimmungen.*)

Von Armin T. Wegner.

Dämmerung.

Ich liebe die Dämmerung. Sie ist mein bester Freund; oder soll ich sagen, daß sie ein Weib ist? An jedem Tage kommt sie zu mir, einmal früher, einmal später; aber immer kommt sie. Sie kommt mit ihrem Schatten, mit ihrer Milde, mit ihrer Lautlosigkeit; sie ist wie eine treue Geliebte. Schon von weitem lächle ich ihr zu; wir tauschen unsere Grüße aus, wir flüstern miteinander, wir haben uns immer etwas zu erzählen. In ihrem blassen Licht verlieren die Dinge ihr buntes Kleid, ganz nackt stehen sie, bis der graue Schleier sie wieder verhüllt und sie zu reden beginnen. Es ist seltsam, was die Dinge alles zu reden wissen; ich habe Märchen von ihnen gehört, viel glanzvoller und schrecklicher als die Märchen, die Kinder je zu hören bekamen. Und wenn das Schweigen laut wird und sich einnistet in die Winkel des Hauses, kann ich Gesichter im Zwielicht sehen, Gesichter von Menschen, die ich liebte, die einmal in dieser grauen Stille zu mir traten und an meiner Schulter lehnten. Aus den Schatten heraus fühle ich die Liebkosungen ihrer Hände, das Geflüster ihrer Worte; ich kann durch ihr Antlitz schauen wie durch eine Maske.

Manchmal sehne ich mich nach diesen Schatten, wie ich mich nach der Umarmung einer Geliebten sehne, aber ich kann mir eher denken, daß ich den Kuß der Frauenlippe entbehren könnte als die graue Stille, die dem Abend vorhergeht — denn es gibt nichts, das ich so liebe wie die Dämmerung, nicht den Tag mit seiner grellen Gewißheit, nicht den Morgen mit seinem fröstelnden Erwachen, auch nicht den Abend, der mir den Schlummer bringt, ja nicht einmal die Nacht, die doch reich ist an Dunkel und blaßschimmernden Sternen.

* * *

Das Haus.

Ich möchte mir einmal ein Haus bauen, weit auf der Höhe müßte es liegen und den Blick über die Täler frei haben. Buntes Weinlaub sollte sich um seine Fenster ranken, und ein Turm müßte über das Dach hinausragen, mit einer Glocke darin, die den Abend einläutet. Ein stiller Hof sollte dahinter liegen, verlassen und einsam wie die alten Burghöfe am Rhein, wo hinter der Mauer die morschen, weißen Grabmäler der Ritter schlummern, auf denen sie abgebildet sind mit ihren weiten Halskrausen, den spitzen Bärten und den eckigen, eisengeschienten Gliedern, die Füße auf ihren schlafenden Hund gestützt. Ein Ziehbrunnen sollte dahinter stehen, ganz mit Moos bewachsen, und alles müßte alt und still und vergessen sein. Einsame Wälder sollten um mich rauschen, und nur die Stimme der Hirsche sollte man des Nachts vernehmen, wenn sie im Mondschein zu röhren beginnen mit ihren wehen, klagenden Lauten.

Ueber dem Hoftor aber müßte geschrieben stehen: „Hier endet die Welt!“

Und dahinter sollte meine Welt beginnen, und da sollte das Glück wohnen, sich selber fremd, gleich einer Alpenrose in den Bergen, und da wollte ich leben, ein Weib im Arm und zu unseren Füßen spielend ein Kind . . . und alles andere vergessen.

In der Frühe des Morgens wollte ich die Wälder durchstreifen und von der Höhe Ausschau halten ins Tal. Am Mittag würde ich meinen Acker pflügen und meine Saat werfen. Am Abend würde ich bei meinen Büchern sitzen und meinen Knaben herzen; des Nachts aber wollte ich bei meinem Weibe bleiben.

Und ganz auf der Höhe müßte dieses Haus stehen, daß ich den Blick immer frei hätte über die Täler, und daß ich immer die Luft der Berge in meiner Seele behielte.

* * *

Deep.

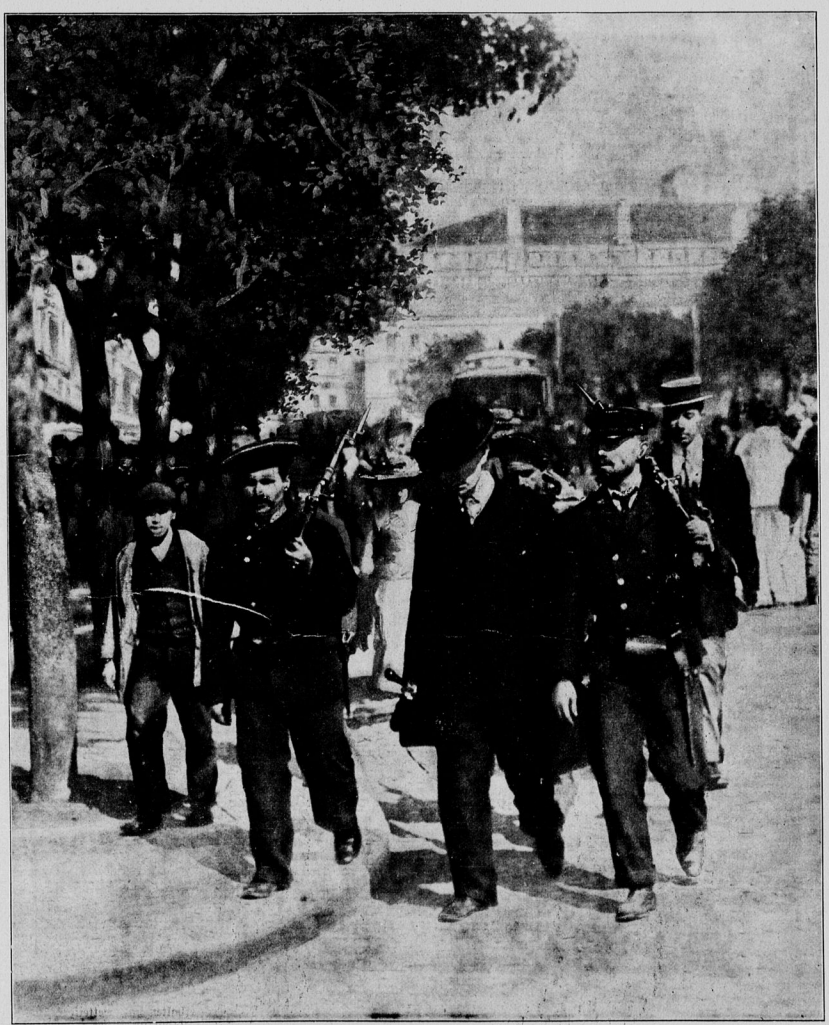
Einsam liegt der Strand wie eine weiße, sandverwehte Straße, und das Meer leuchtet unter der Sonne, tief, geheimnisvoll wie ein Menschenauge. Und dann zieht langsam ein weißes Segel über das stille Wasser . . . so ziehen Träume über unsere Seele.

Daß du jetzt bei mir wärest, daß ich dein Lachen hören könnte, dort über die Dünen hinweg zwischen dem Standhafer hindurch! Ich würde dir nacheilen, und drüben, wo die Bucht sich wendet, und wo die Möwen vorüber flitzen, würde ich dein flatterndes Kleid erhaschen. Wir würden das Meer entlang wandern, Hand in Hand und Muscheln und Bernstein suchen. — „Siehst du die Wolke dort oben, die weiße Wolke?“ — „Freilich sehe ich sie“ — „Schaut sie nicht aus wie eine Insel, wie eine Insel für Glückliche?“ . . .

Das wäre alles, was wir sagen würden. Und dann liefen wir die Küste hinauf, immer weiter, und ich würde dir alle die Plätze zeigen, wo ich in diesen Tagen gelegen und geträumt habe, auf der Düne und im Wald . . . und am Abend, ehe wir heimkehrten, wanderte ich mit dir zu dem alten Wrack hinaus, das hinter der großen Bucht in der Brandung liegt, und in dessen hohlen Räumen das Wasser so unheimlich schluchzt und redet, daß man sich fürchtet, allein zu sein, wenn die Dämmerung kommt.

In der Frühe aber würden wir mit den Fischern aufs Meer segeln, um zu schauen, wie die Sonne aufgeht. Vor ein paar Tagen noch war ich mit ihnen draußen. Ich lag die Nacht in einer engen Scheune, auf einem Heuboden, dessen schwere Luft mich betäubte, bis der alte Fischer mit seiner Laterne heraufkam, um mich zu wecken. Es war noch völlig Nacht, das Meer rauschte dumpf. Wie ein großes, schlafendes Ungeheuer lag es in der Finsternis, und nur zuweilen schlug eine Welle wie ein Atemholen gegen den Strand. Als die Sonne aufging, waren wir weit draußen auf der See und schleppten die Netze. Da hättest du bei uns sein müssen, als es wie Feuer über das Meer lief, und auf allen Wellen die Flammen glitzerten und tanzten . . . ich aber dachte an die Menschen,

*) Aus seinem Buche „Gedichte in Prosa“, das in nächster Zeit bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erscheint.



Von der portugiesischen Revolution: Verhaftung eines Mönches. (Siehe auch die Bilder auf Seite 4.)